

Mit Tremolo und Leidenschaft

Richard Strauss hat keine Semiramis-Oper geschrieben, obwohl die sagenumwobene Begründerin Babylons prächtig in die Reihe seiner starken Frauen gepasst hätte. Vom Schulunterricht dürften vor allem ihre „Hängenden Gärten“ in Erinnerung sein, doch die Dame war, glaubt man der Legende, beinahe ein Monster: Wie die aus dem Spinnenreich notorisch bekannte „Schwarze Witwe“ soll sie sich ihrer Liebhaber durch Mord entledigt haben. Sie führte große Eroberungskriege und beherrschte schließlich das damals bekannte Asien bis nach Indien hin. Viele Komponisten haben ihr gehuldigt: Caldara, Porpora, Jommelli, Bernasconi, Traetta, Paisiello, Bianchi, Borghi, Nasolini, García, Rossini, Meyerbeer sowie Händel & Vinci. Deren Huldigungen an die Babylonierin holt Anna Bonitatibus nun in ihrem neu-

en Album ins Schweinwerferlicht; 14 Ersteinstellungen sind darunter, auch die Urfassung von „Bel raggio lusinghier“ aus Rossinis „Semiramide“. Dabei folgt die Sängerin bei ihrem programmatisch klug durchdachten Recital den Spuren ihrer Landsfrau und Mezzo-Fachkollegin Cecilia Bartoli, die mit dramaturgisch konzipierten Alben reüssierte.

Zweifellos weiß Bonitatibus, wie man dieses Repertoire gestaltet, doch könnte das Resultat mit verbesserter Gesangstechnik noch überzeugender sein; hier hätte ihr die Schule Manuel Garcias (aus dessen „Semiramide“ sie „Al mio pregar t'arrendi“ singt) zweifellos hilfreich bestehen können. So aber scheint sie eher mit dem Atem als auf ihm zu stehen, was



wohl auch ihr auffälliges Tremolo verursacht, an das man sich nur schwer gewöhnt. Andererseits legt sie sich interpretatorisch voll ins Zeug,

überzeugt – unterstützt von der Accademia degli Astrusi unter Federico Ferri – durch Leidenschaft, Verve und ein weites dynamisches Spektrum.

Gerhard Persché

Musik
Klang

★★★★
★★★★

Semiramide. Szenen und Arien aus Opern von Caldara, Porpora, Jommelli, Bernasconi, Traetta, Paisiello, Bianchi, Borghi, Nasolini, García, Rossini, Meyerbeer u. a.; Anna Bonitatibus, La Stagione Armonica, Accademia degli Astrusi, Federico Ferri (2013); DHM/Sony 2 CD 887254798620 (100')

Ein anderer Wilhelm Tell

Wie sich die Zeiten doch ändern. Als André-Ernest-Modeste Grétry 1813 auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise beigesetzt wurde, folgten dem Sarg 30.000 Menschen. Heute ist er allenfalls noch eine Fußnote in der Musikgeschichte, von den Opernbühnen ist er längst verschwunden. Außer in seiner wallonischen Heimat: Anlässlich des 200. Geburtstages von Grétry brachte die Opéra Royal de Wallonie Grétrys „Guillaume Tell“, 38 Jahre vor Rossinis gleichnamigem Meisterwerk – nämlich 1791 – entstanden, in einer neuen Inszenierung des Intendanten Stefano Mazzonis di Pralafra auf die Bühne. Die Handlung geht auf den Mythos von Wilhelm Tell zurück, bekanntermaßen die Ursprungslegende über die Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Grétrys Oper spielt denn auch in dieser Urschweiz und spielt – bereits in der



Ouvertüre – anspielungsreich mit sogenannten Schweizer alpinen Volksmusik-Elementen.

Allerdings, ob Grétrys Musik der Handlung und ihrem Ambiente wirklich adäquat ist, darf zumindest angezweifelt werden. Singspielhaft kommt sie daher, ist leicht bekömmlich, aber auf die Länge doch etwas einförmig, zumal die Gesangsnummern formal sehr einfach gehalten sind. Schwer zu goutieren sind hingegen die gesprochenen Dialoge, weil sie derart affektiert dargeboten werden, als würde es sich um Slapstick handeln. Mit dem Humor ist es eben so eine Sache... Gesungen wird unter Claudio Scimones vitaler Leitung durchaus adäquat, nämlich frisch und unbekümmert. Vor allem Marc Laho in der Titelpartie sowie Lionel Lhote als sein böser Gegenspieler Geßler warten mit beeindruckender vokaler Präsenz auf.

Werner Pfister

Musik
Klang

★★★
★★★

Grétry, Guillaume Tell; Anne-Catherine Gillet, Marc Laho, Lionel Lhote, Natacha Kowalski u. a., Orchestre et Choeurs de l'Opéra royal de Wallonie, Claudio Scimone (2013); Musique en Wallonie CD 5425008313702 (79')



André-Ernest-Modeste Grétry

Grétry wurde im Jahr 1741 in eine Lütticher Musikerfamilie hineingeboren. Nach einem Aufenthalt in Genf begab er sich 1767 nach Paris, wo er vor allem mit Komischen Opern von sich reden machte. Hoch erfolgreich und von höchster Seite geehrt, zog sich Grétry nach 1800 ins Privatleben zurück. Er starb 1813.

Erzählerisch packend

Man sieht das Cover und denkt: exotische Schönheit, Clawdia Chauchat, die Berghof-Kirgisin in Thomas Manns „Zauberberg“, hohe Wangenknochen, füllige Haarpracht, „tatarische Physiognomie“, mit „Steppenwolfslichtern“. Ja, die Sopranistin Dinara Alieva kommt aus Baku, ist Aserbaidsschanin. Dann schaut man auf die Arienfolge: Verdi, Leoncavallo, Puccini, Cilea, Catalani – die ganze, große, höllisch schwere, nicht nur mit ein paar gustiösen Tönen zu bewältigende Lirico-Spinto-Palette. Welcher Mäzen das wohl bezahlt hat? Und dann horcht man auf, ja mehr noch, man verliebt sich sofort in eine individuell getönte, leicht rauchig eingefärbte, bei manchen Extremtönen an ihre Grenzen stoßende, aber ungemein eloquente, erzählerisch packend geführte Stimme. Mit großer Extension, für die „Maledizione“-Ausrufe der „Macht des Schicksals“-Leonore, aber auch mit der melancholisch verschatteten Jungmädchenblüte der „Gianni Schicchi“-Lauretta. Visionär, sich wie die Glet-



scherwelt weitend als Catalanis Wally, flirrend genug für das Vogellied der „Bajazzo“-Nedda. Wunderbar fokussiert als „Trovatore“-Leonora, imaginativ und doch exakt in der wie mit Tränen umflorten Koloratur, mit feinem fil di voce und ebenmäßigem Vibrato, das trotzdem fein ausschlägt und so den Vortrag verlebendigt, wirklich zum Atmen bringt. Und eine wie mit dem Silberstift charakterzeichnende Vokal-Actrice als Adriana Lecouvreur und „La Rondine“-Doretta. Dinara Alieva, 33 Jahre alt, Mitglied des Moskauer Bolschoi-Theaters, ist auf dem Weg in eine Weltkarriere. Und so ist diese, von Marcello Rota und der Tschechischen Nationalphilharmonie begleitete CD eigentlich keine tönende Visitenkarte mehr, sondern bereits ein vollgültiger Kunstbeweis. Eine bedeutende Sopranstimme, von der man nicht nur hören, sondern die wohl auch zu den tonangebenden der nächsten Zeit gehören wird.

Manuel Brug



Musik
Klang



Dinara Alieva: Pace mio Dio – Arien von Verdi, Leoncavallo, Puccini, Catalani, Cilea; Tschechische Nationalphilharmonie, Marcello Rota (2013); Delos/Naxos CD 0013491346229

Dinara Alieva

Die Sopranistin Dinara Alieva wuchs in Baku/Aserbaidsschan auf und studierte neben Gesang auch Klavier. Ihre Karriere startete sie in ihrer Heimatstadt, wo sie in den großen Partien ihres Fachs zu hören war, wie Leonora im „Troubadour“, Violetta in „La traviata“ oder Nedda im „Bajazzo“. Heute ist sie an den wichtigen Bühnen der Welt zu Hause.

Lerche im Hain

Von Bad Ischl im österreichischen Salzkammergut ist zur Zeit vor allem im Zusammenhang mit der Erinnerung an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs die Rede. Denn von dort nahm die Katastrophe ihren Lauf: Am 28. Juli 1914 unterzeichnete der österreichische Kaiser Franz Josef I. in seiner Sommerresidenz die Kriegserklärung an Serbien. Ein anderer Ischler Kurgast verursachte mit seiner Feder zur gleichen Zeit weit weniger Unheil: Franz Lehár begann dort im Sommer 1914 die Komposition der – heute beinahe vergessenen – Operette „Wo die Lerche singt“, die das Österreich-Ungarn vor dem Krieg konserviert. Besagte Lerche singt vor allem im ländlichen Hain, und das Stück spielt denn auch mit Gegensätzen von Stadt und Land, die heute, da die Welt ein elektronisches Dorf geworden ist, kaum noch existieren.

Doch damals bedeutete die Großstadt für ein Landmädchen einen täglichen Spießrutenlauf, was die bildhübsche, koloraturselige Margit, die sich dummerweise in den berühmten Maler Sándor Zapolja verliebt und von ihm aus ihrem Dorf quasi als Trophäe in seine Budapest Stadtwohnung verpflanzt wird, schmerzlich er-



fahren muss. Klar, dass dies alles Lehár-typisch mit einer Träne im Knopfloch endet. Das Lehár-Festival Bad Ischl bringt diese Operetten-Trouvaille (deren opulente Musik das doch allzu banale Libretto A. M. Willners und Heinz Reicherts beinahe vergessen lässt) in einer charmanten Aufführung auf die Hörbühne. Dabei zeichnen sich vor allem die junge Sopranistin Sieglinde Feldhofer sowie der

Tenor Jevgenij Taruntsov als Margit und Sándor sowie Marius Burkert am Pult des ambitionierten Franz-Lehár-Orchesters aus.

Gerhard Persché

Musik
Klang



Lehár, Wo die Lerche singt; Gerhard Ernst, Sieglinde Feldhofer, Jevgenij Taruntsov u. a., Chor des Lehár Festivals Ischl, Franz-Lehár-Orchester, Marius Burkert (2013); CPO/JPC 2 CD 761203781621 (130')
Lesen Sie hierzu auch S. 37.

Zu den Engeln geschickt

„Eine gute Stimme kann eine mittelmäßige Arie in einem feinen Stil singen“, heißt es in Stendhals „La Vie de Rossini“, „und der Sänger mag nicht mehr sein als eine feine Drehorgel. Aber ein Rezitativ fordert alle Kräfte der Seele heraus.“ Gefordert werden diese seelischen Energien in Lucias Rezitativ aus „Le nozze di Lammermoor“ von Michele Carafa. Der Cherubini-Schüler hat Walter Scotts „Bride Of Lammermoor“ schon sechs Jahre vor Donizetti zur Opern-Protagonistin gemacht. In „Ogni momento un secolo mi par – Jeder Augenblick erscheint mir wie ein Jahrhundert“ glimmt die Glut der Verzweiflung. Bei Joyce DiDonato wird jedes Wort dieser Phrase zu einem Klangspiegel der Verzweiflung. Die Abstufungen der Dynamik sind atemberaubend, die koloristischen Abtönungen sublim.

Die neue CD der amerikanischen Mezzosopranistin ist Komponisten der Belcanto-Oper aus den ersten Dekaden des 19. Jahrhunderts gewidmet: nicht nur Gioachino Rossini, Vincenzo Bellini und Gaetano Donizetti, sondern auch Michele Carafa, Saverio Mercadante, Carlo Valentini und Giovanni Pacini. Keine der zehn Arien und Szenen gehört zu den Erfolgsschlagern des Primadonnen-Repertoires; drei sind sogar „premiere recordings“. Für die Auswahl und die stilistische Vorbereitung hat die Sängerin den Dirigenten Riccardo Minasi herangezogen, der sich als Geiger mit der auch für die Oper des 19. Jahrhundert wichtigen historischen Aufführungs-Praxis vertraut gemacht hat. Das Ergebnis dieser Zusammenarbeit ist, gerade aus stilistischer Sicht, exemplarisch:

Foto: Simon Pauly/PR



etwa bei der Ausführung der Appoggiaturen und des in der Regel nicht ausgeschriebenen kadenziellen Trillers.

Joyce DiDonato hat eine sehr gute und betörend klangschöne Stimme. Es ist ein umfangreicher Mezzo mit einem Umfang vom tiefen F bis zum hohen C und einer reichen Palette an Farben. Ihre technischen Fähigkeiten sind phänomenal: das lückenlose Legato, das expressive Portamento, das flüssige Passagenwerk, die fein ziselierten und geschmeidig in die Linie eingewirkten Schleifen, die stets mit fließender Phonation gesungenen Passagen im hohen Sopranregister und die prachtvollen Triller, zu hören schon in der einleitenden Polacca „Ove t'aggiri, o barbaro“ aus Giovanni Pacinis Oper „Stella di Napoli“.

„Dopo l'oscuro nembro“, die Romanze der Nelly aus Bellinis Opern-Erstling „Adelson und Salvini“, war die melodische Keimzelle von „Oh! quante volte“ aus „I Capuleti e i Montecchi“. Die drei Strophen entfalten sich in immer dichteren Verzierungen, die dank des Gespürs für ein rhythmisch spannungsvolles Timing nie mechanisch-virtuos wirken, sondern spontan wie etwa in der hinreißenden finalen Arabeske auf dem Wort „oggetto“. Zelmira „Riedi al soglio irata stella“ aus Rossinis Oper beginnt sie mit intensiver und dramatischer Deklamation. Danach überzeugt sie mit dem fabulösen Passagenwerk und den Intervallsprüngen, womit der Meister aus Pesaro der Virtuosität seiner Frau Isabella Colbran schmeichelte. Für Giunias „Se fino al cielo ascendere“ aus Saverio Mercadantes „La vestale“ findet sie alle Farben der Wehmut; und was die Dynamik angeht, versteht sie es, dem Verklingen einer Messa di voce die Intensität eines Fortissimo zu geben. In Amelias „Par me dica ancora“ aus Donizettis „Elisabetta al castello di Kenilworth“ ist der vorerwähnte kadenzielle Triller (bei „era felice allora“) ebenso zu bewundern wie die fabelhaften Figurationen der Cabaletta und die kurzen Triller. Romeos „Tu sola o mia Giulietta... Deh! tu, bell'anima“ gehört zu jenen schmerzlich-schönen „melodie lunghe“, mit denen Bellini seine Epoche verzauberte. Auch in diesem Gesang ist die herzbewegende Wirkung einer Messa



di voce – in der Schlussphrase „nel mi dolor“ – zu spüren. Mit der Szene der Adele „Se il mar sommerso mormora“ aus „Il sonnambulo“, einer Oper des Pacini-Schülers Carlo Valentini, haben Joyce DiDonato und Riccardo Minasi eine schwarze Perle in der Schatzkammer der neapolitanischen Oper entdeckt – erneut ein melodisch beeindruckender Klagesang einer Frau, die den letzten Atemzug ihres fernen Geliebten zu hören meint. Es war zunächst Montserrat Caballé, die Donizettis „Maria Stuarda“ ins Repertoire zurückholte. „Deh! Tu di un'umile preghiera.“ Könnte man, ach, das glühende Gebet der Tudor-Königin nur in die Gesamtaufnahme mit der spröde singenden und selbstgefällig auszierenden Beverly Sills einmontieren! Zu den magischen Momenten gehören zwei an die 20 Sekunden gehaltene, über dem Chor liegende Messa-di-voce-Töne, deren Schönheit von unbezwinglicher Traurigkeit ist. In der faszinierenden Gran scena del finale aus Pacinis „Saffo“, die mit dem auf der Bühne nicht gezeigten Selbstmord der Protagonistin endet, offenbart sich noch einmal das sängerische Genie von Joyce DiDonato: die vollkommene Symbiose von vollendeter Technik und musikalischer Expressivität. Vorbildlich, dass im Dienst des szenischen Zusammenhangs solide Comprimarii aufgeboten wurden, überzeugend die Begleitung durch den Chor und das sensibel begleitende Orchester der Oper von Lyon unter Riccardo Minasi. Ein Recital, das die Bewunderer großer Gesangkunst, um noch einmal Stendhal zu zitieren, „zu den Engeln schickt“.

Jürgen Kesting

Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Joyce DiDonato – Stella di Napoli; Belcanto-Arien aus „Stella di Napoli“ und „Saffo“, „Adelson e Salvini“ und „I Capuleti e i Montecchi“, „Le nozze di Lammermoor“, „Zelmira“, „La vestale“; „Elisabetta al castello di Kenilworth“ und „Maria Stuarda“, „Il sonnambulo“. Chor & Orchester der Oper Lyon. Riccardo Minasi; Erato/Warner CD 0825646365625 (72')

Konzerte

29.9. Essen, Philharmonie (Stella di Napoli)

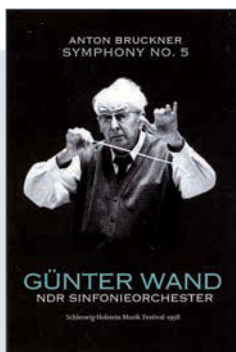
17.10. Wien, Theater an der Wien (Händel)

10./11.4. Berlin, Philharmonie (Berlioz)

Ehrfurcht

Bis 2001, ein Jahr vor seinem Tod, dirigierte Günter Wand alljährlich die Eröffnungs- und Abschlusskonzerte des Schleswig-Holstein Musik Festival. Der von ZDF, 3sat und NDR produzierte Mitschnitt aus der Musik- und Kongresshalle Lübeck dokumentiert das Eröffnungskonzert des Jahres 1998, bei dem der greise Maestro einmal mehr „seinen“ Bruckner zu Gehör brachte.

Wand und Bruckner – das war im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts beinahe synonym. Oft wurde in diesem Zusammenhang das Klischee des hinter dem Werk verschwindenden, sich ganz in den Dienst des Komponisten stellenden Dirigenten gebraucht. Kaum etwas wäre weniger zutreffend: Wands Bruckner ist so subjektiv wie jeder andere, die Handschrift des Dirigenten unverkennbar. Wand präsentiert auch die Fünfte als scharfkantigen Koloss ganz in neusachlicher Manier. Ekstatisches Überborden, wie ein Furtwängler es wagte, und schillernde Romantik sind Wands Sachen nicht. Die Musik wird analytisch und in jeder Hinsicht kontrolliert vor allem als große geistige Leistung dargestellt. Davon macht auch die hier mitgeschnittene Lübecker Interpretation keine Ausnahme.



In diesem selbstgesteckten Rahmen überzeugt Wands Deutung wie immer durch ihre Konsequenz und Energie, Qualitäten, die beinahe im Widerspruch zu stehen scheinen zu der gebrechlichen Gestalt des 86-Jährigen am Pult. Trotz zurückgenommener Gestik und eingeschränkter Motorik hält Wand seine Musiker mit hellwachem Auge fest am Zügel. Eine ehrfurchtgebietende Leistung, die optisch leider etwas bieder eingefangen wurde.

Die Kameraschwenks an die nüchterne, scheinwerferbestückte Decke des Konzertsaals töten gleich jedes bisschen Stimmung, das sich eventuell einstellen könnte.

Andreas Friesenhagen

Musik	★★★★
Bild	★★
Klang	★★★

Bruckner, Sinfonie Nr. 5; NDR-Sinfonieorchester, Günter Wand (1998); Arthaus/Naxos DVD 807280724394 (82')

So gut wie perfekt

Riccardo Chailly's im Entstehen begriffener Video-Zyklus der Mahler-Sinfonien mit „seinem“ Gewandhausorchester zeigt – auch in der aktuellen Veröffentlichung mit der Fünften –, wie sehr sich seine Sichtweise auf Mahler verändert hat. Überwiegend in seinem früheren Zyklus für Decca (vorwiegend mit dem Concertgebouw-Orchester aufgenommen) gedeckte Farben und ein vorwiegend weicher und lyrischer Ansatz, so klingt sein Mahler nun weit scharfkantiger, trennschärfer, aufgerauter. Und das hat nicht nur damit zu tun, dass Chailly nun schnellere Tempi wählt, um – wie er es in einem als Bonus zugegebenen Interview verrät – dem Zeitgeist der „Entschleunigung“ spätromantischer Musik entgegenzuwirken.

Man muss schon bis zu Georg Solti zurückgehen, wenn man eine ähnlich gnadenlose, dramatisch zugespitzte Interpretation der



ersten beiden Sätze hören möchte. Dabei kommt der Militärkapellen-Charakter des Trauermarsches optimal zur Geltung. Sehr gut gelungen in der Gegenüberstellung der verschiedenen Tanz-Charaktere ist auch das Scherzo. Als Höhepunkt der Einspielung kann jedoch das in nur etwas mehr als acht Minuten wunderbar flüssig musizierte, von deutlich hervortretenden Harfenfigurationen gestützte Adagietto bezeichnet werden. Hier erklingt der Satz, wie er gemeint ist: als ebenso einfaches wie inniges Liebeslied, nicht als larmoyante Hymne an den Weltschmerz. Das Orchester musiziert,

wie nicht anders zu erwarten, auf höchstem Niveau. Bleibt abschließend zu vermelden, dass sich die Bildregie (Henning Kasten) dankenswerterweise konsequent an der Partitur orientiert, nicht an eigenen Vorstellungen: Was im Moment erklingt, bekommt man auch zu sehen!

Thomas Schulz

Musik	★★★★★
Bild/Klang	★★★★★

Mahler, Sinfonie Nr. 5; Gewandhausorchester Leipzig, Riccardo Chailly (2013); Accentus/Naxos DVD 4260234830668 (101')

Konzerte Gewandhausorchester

10./12.10. Leipzig, Gewandhaus (Nikolaj Znaider, Riccardo Chailly; Beethoven, Schostakowitsch)

16./17./18.10. Leipzig, Gewandhaus (Riccardo Chailly; Bach, Bruckner)

19.-21.10. Wien, Musikverein (Gastspielreise)

Foto: Jens Gerber/Gewandhaus



An den Grand Guignol verraten

Der Festivalsommer ist gerade vorbei, da trudeln immer noch die Hinterlassenschaften in DVD-Form aus den Vorgängerjahren ein. Es scheint, als ob die Teilzeitopernbetriebe attraktiv für koproduzierende TV-Anstalten sind. Wie sonst könnte man sich diesen Boom erklären?

Das war zu erwarten. Hart, schroff, vibratolos gerade, so zeichnete Nikolaus Harnoncourt 2012 in der Salzburger Felsenreitschule bereits die Ouvertüre zur „Zauberflöte“ nach. Das Alte-Musik-Ensemble scheint den riesigen Raum nie wirklich zu füllen. Auch später wird hier eine stilistische Schlacht von gestern erneut geschlagen. Wo heutige Dirigenten längst genauso historisch informiert, aber kompromissbereiter, humaner vorgehen, wirkt Harnoncourt als damals fast 83-jähriger Nachzügler alterssteif und ein wenig müde.

Auf der Bühne stehen zwei Kästen, an deren Stirnseiten je drei der 96 steinernen Arkaden nachgebaut sind. Dahinter öffnen sich braune, altmodische Türen. Die drei laut trompetenden Damen, die ihre listige, Prinz Tamino im Bett unterterm Sissi-Kronleuchter aufschreckende Gummischlange gleich in der Handtasche mitführen, erscheinen als glamourös berüschte Society-Ladys aus der Ersten Reihe. Eine Salzburg-Parodie? Regisseur Jens-Daniel Herzog wäre das zu feinsinnig. Er kommt direkt auf den Erzählpunkt. Und so kennt er für das so weltweite wie einfältige Ägypten- und Freimaurermysterium, für Maschinenkomödie und Volkstheater, Liebesdrama und Verwechslungsfarce nur sehr prosaische Auflösungen.

Auch die Sänger sind von wechselnder Qualität. Bemüht wirkt die Königin der Nacht (Mandy Fredrich). Georg Zeppenfeld singt den Oberseminaristen Sarastro anrührend schön. Julia Kleiters Pamina bleibt so monochrom wie ihre dunkle Schuluniform. Der tenorsteife Tamino Bernard Richter lässt vorwiegend durch sein rotes Jackett aufmerken. Der lockenwuschelige Papageno Markus Werba sorgt mit Fortüne wie Routine für das lokalpatriotische Österreich-Erlebnis.

Da macht die Pesaro-Nachlese von 2013 weit mehr Vergnügen. Eigentlich hätte diese Inszenierung „Der Türke in Algier“ heißen müssen. Denn Davide Livermore und das überkandidelte Bariton-Buffobömbchen Alex Esposito verwandelten „Die Italienerin in Algier“ in ein schrillbunt-orientalisches Sixties-Comic-Singspiel. Im spacigen „Barbarella“-Ambiente, durchmischt mit Sixties-Lounge-Mustergräuel, stiehlt der dauerlüsterne Bey mit seinen Gespielinnen den beiden blässlichen Protagonisten Anna Goryachova (Isabella)

und Yijie Shi (Lindoro) mühelos die Schau. Die Zeitlosigkeit der damals 200-jährigen Buffa ist so glänzend erwiesen. José Ramón Encinar bringt zudem das Bologneser Theaterorchester auf Dauertrab.

Wie für die DVD gemacht, wirkt auch Donizettis „Liebestrank“, den Rolando Villazón anlässlich der Pfingstfestspiele Baden-Baden inszenierte und sang. Mochte der geschätzte Tenor in den zwei Vorgänger-DVDs aus Wien und Barcelona noch berührender und besser gesungen haben: Hier ist die etwas ausgelutschte, oftmals als harmloses Sängervehikel zu erlebende Buffa als Western mit Witz, Herz und Sombrero zu entdecken. Villazón verfrachtet das nicht nur vom italienischen Bauernhof nach Texas, er verfremdet gleich doppelt, indem er es auf ein Hollywood-Filmset in den Dreißigern verlegt.

Dort wird liebevoll nostalgisch im von Johannes Leiacker als Westerntown ausgestatteten Atelier ein Slapstick-Pferdeepos runtergekurbelt: Opernwestern als Belcanto-Bonanza.

Der Balthasar-Neumann-Chor singt und spielt mit Lust. Wie auch im Graben das Balthasar-Neumann-Ensemble als Alte-Musik-Formation, angeleitet von dem versatilen Pablo Heras-Casado, diesen Windbeutel von Oper zum Fliegen bringt. Wenn in Nemorinos Romanze „Una furtiva lacrima“, schön gesungen von Villazón vor weitem Wolkenprospekt in seiner kleinen Hütte, das begleitende Fagott staccato statt legato spielt, entsteht ein ganz neuartiges Duettzusammenspiel.

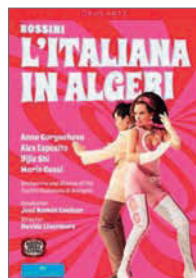
Auch die umschwärmte Bäuerin Adina ist hier ein sehr blonder Filmstar in Gestalt Miah Perssons mit liebebreizendem Sopran, ihr Leinwandliebhaber wie auch im echten Opernleben der Kavallerist Belcore (wenig Stimme, viel Spielfreude: Roman Trekel).

Der Hausierer Dulcamara mutiert zum Mediziner, hoch zu Ross-Attrappe. Gleichzeitig ist er aber auch der elegant-schmierige Filmregisseur. Ildebrando d'Arcangelo, sonst selten im komischen Fach zu erleben, führt virtuos vor, wie viel schöner es klingt, wenn hier nicht ein abgesungener Bassbariton-Spaßmacher am Vokalwerk ist.

In diesem „Fliegenden Holländer“ gibt es kein Meer, noch nicht einmal Wassertropfen. Schließlich ist dieser unbehauste Seefahrer, der sich wegen schlechten Benehmens alle sieben Jahre von einer reinen Mädchenseele erlösen lassen will, in der Sichtweise von Regisseur Jan Philipp Gloger für die Bayreuther Festspiele 2012 ein Handlungsreisender auf den globalen Wertpapieroceanen. Blinkend verschlungene Diodenströme und Schaltkreise türmen sich wandhoch vor dem gierigen Kaufmann Daland (etwas hohl tönend, aber als schmieriger Verschacherer klasse: Franz-Josef Selig) und seinem devot-wuseligen Steuermann (tenortoll: Benjamin Bruns) als Ozeanersatz. Später geraten mit dem Holländer und der in Nachtschwarz als Todesengel gewandeten Senta zwei Welten aneinander.

Glogers Inszenierung ist bei der Aufzeichnung 2013 komödiantischer und slapstickhafter, dadurch sogar genauer geworden. Senta, das künstlerisch unbegabte Daland-Kind zwischen den maublaunen Fabrikbienen, die unter Anleitung der Prokuristin Frau Mary (unauffällig: Christa Mayer) statt Wolle zu spinnen Tischventilatoren feuern und verpacken, schmiert und schnitzt an einem Skulpturenklops herum, der ihr aus der Hand fällt, wenn der Holländer erstmals auftaucht.

Schwarze Farbe läuft als Projektion während der Ballade die Wände herunter, und Schatten-spiele sorgen momentkurz für



Fr 17.10.2014 | 20 Uhr | Großer Saal



GLOCKE JAZZnights
Manu Katché
Jacob Karlzon 3

Manu Katché und Jacob Karlzon etablierten sich international als vielgefragte und hochgeschätzte Sidemen. Veredelte der französische Schlagzeuger Auftritte und Einspielungen von Peter Gabriel, Sting, Youssou N'Dour oder Jan Garbarek, teilte sich der schwedische Pianist die Bühne mit Nils Landgren, Viktoria Tolstoy oder Norma Winstone. Bei ihren eigenen Projekten schöpfen beide aus dem Vollen! Manu Katché mixt die besten Essenzen aus klassischer europäischer Musik, vitalem amerikanischem Jazz und selbstvergessener Spielfreude des afrikanischen Kontinents. Jacob Karlzons Ausdruckspalette wiederum reicht vom typisch lyrischen skandinavischen Jazz über impressionistische Klassik bis hin zu Metal-, Rock- und Weltmusik-Einflüssen. Das verspricht ein Doppelkonzert mit einer höchst bunten Weltreise verschiedener Genres, Sounds, Klangfarben und Atmosphären!

Sa 25.10.2014 | 20 Uhr | Großer Saal

GLOCKE Vokal

Elīna Garanča Mezzosopran
Brno Philharmonic Orchestra
Karel Mark Chichon
Dirigent



Die lettische Mezzosopranistin Elīna Garanča zählt zu den großen Gesangsstars unserer Zeit. Dank makelloser Technik kombiniert mit bezwingender Ausdrucksstärke und -intensität gelingen ihr mit ihrer warmen und farbenreichen Stimme fesselnde Rollenportraits. Bei ihrem Bremen-Debüt präsentiert sie ihr neues Programm »Meditation«, in dem sie geistliche Werke von Komponisten wie Bizet oder Gounod Arien aus Opern von Donizetti, Verdi oder Mascagni spannungsreich gegenüberstellt – mit höchster Kunstfertigkeit, Musikalität, Charme und Eleganz!

Do 06.11.2014 | 20 Uhr | Großer Saal



GLOCKE Spezial
Estrella Morente
»Autorretrato«

Die aus Granada stammende Estrella Morente gilt als die »Königin des Flamenco«. Trotz ihres noch jungen Alters ist sie mit gefeierten Auftritten von der Carnegie Hall New York über das Barbican Centre London bis zum Konzerthaus Wien eine der derzeit weltweit erfolgreichsten spanischen Künstlerinnen. In Pedro Almodovars Film »Volver« sang sie den Titelsong, der Penélope Cruz als lippensynchrones Playback in den Mund gelegt wurde. Mit ihrem aktuellen Album »Autorretrato«, an dem Künstler wie Pat Metheny, Paco de Lucía und Michael Nyman mitgearbeitet haben, hat sie erneut geschafft, was ihr schon die New York Times attestierte: »Morente repräsentiert sowohl die Herkunft des Flamenco als auch seine Zukunft«!



Ticket-Service in der Glocke Tel. 0421-33 66 99 | www.glocke.de

Restdämonie, ansonsten liefert Gloger sein akkurat geführtes, nur dem Mammon dienendes Personal der Lächerlichkeit aus. Freilich bleibt so auch seine bruchfreie Sichtweise insgesamt geheimnislos und stadttheaterbieder.

Samuel Youn hat für die Titelrolle eine zu kleine und zu helle Stimme im Auftrittsmonolog, während er später akustisch wie darstellerisch zu punkten versteht: Youn ist glatt und verwundet, aber kein bühnenfüllender Untoter. Unauffällig klar Tomislav Muzek als Hausmeister-Erik, der mit seiner naiven Liebe bei Senta keine Chance hat, und

In Berlin befindet sich Domingo wieder auf Bariton-Abwegen

die souveräne, aber oft schrille Ricarda Merbeth, die im Finale gekonnt ihre Senta-Soprantrumpete anknüpft. Großartig raumfüllend der Festspielchor unter Eberhard Friedrich. Auch Christian Thielemann macht viel Dirigierfreude zwischen Gewitter und Tanzpalast, Geistergrusel und Liebeswollen, lässt das Orchester zwanglos, aber präzise zum bühnenfüllenden Akteur werden, der sich unauffällig klein machen kann.

Ja, sie haben es getan: Der fast 73-jährige Plácido Domingo, weiterhin auf Bariton-Abwegen, hat Strumpfhosen angezogen und wankt als stets am Abgrund tänzelnder Graf Luna über die enge, gefährlich schräg in das Orchester ragende Spielplattform. Sein Singen ist ein kurzatmiger Witz, aber der große Name zieht eben noch immer. Und auch Anna Netrebko trägt beim Rollendebüt als Leonora brav ihren Mühlsteinkragen auf den Hüften und liegt bei der treffsicher intonierten Cabaletta »Di tale amor che dirsi« als weißhaarige Barockbarbie am Boden. Sie tut sich schwer, hier einen Charakter zu entwickeln, spielt die Primadonna-Karikatur aber mit Verve – und berührt mit einer fein ziselierten »S'amor sull'ali roseo«-Arie. Sonst gibt es in den zweidreiviertel Stunden der Ende 2013 von den Wiener Festwochen ans Berliner Staatopern-Schiller-Theater transferierten »Troubadour«-Inszenierung von Philipp Stölzl nicht viel zu denken. Stölzl findet Giuseppe Verdis abstrus-absurd kreiseln des Schicksalskarussell »nach der neuen und bizarren Art des spanischen Dramas« über eine rachsüchtige Zigeunerin, zwei vertauschte Babys und eine Dreiecksbeziehung offenbar nicht des Nachsinnes wert und inszeniert es herzhafte als wild-surrealen Comic.

Das hat man schon nach fünf Minuten begriffen, als zwischen den zwei weißgekalkt kassettierten Wänden Hauptmann Ferrando (Adrian Sâmpetean) zähne-

fletschend und augenrollend durch die Doppeltür tritt, dabei gern auch auf einem Bein balancierend, und als Witzfigur vor seiner lanzenschwingenden, immer wieder momentkurz schockgefrosteten Soldatenmeute basskernig eine Moritat über die Familie Luna zum Besten gibt.

Mit dem albernen Bänkelsänger Manrico des prächtig plärrenden Gaston Rivero und der an der Spitze einer Jahrmarkt-zigeunertruppe samt Tanzbär als durchgeknallte Pumuckl-Colombine die Säbel schwingenden, ausdrucksstarken, aber in der Mezzotiefe nicht wirklich profunden Azucena von Marina Prudenskaya ist das Quartett fatal komplett. Flexibel, dabei subtil, durchaus auch mal zupackend laut, nie schneidend lärmig das Schicksalsbeil dauerfallenlassend ist der Dirigieransatz Daniel Barenboims.

Ein wenig mehr Empathie mit seinen Figuren, mehr Tiefenbohrung und Plastizität würde man sich vom Regisseur schon wünschen. Verdi komponierte keine Pappkameraden, in dieser genial krausen, melodiemagischen Partitur finden sich bestürzend berührende Menschenporträts. Irgendwie hat das auch Philipp Stölzl mitgekriegt. Deshalb versucht er ab dem dritten Teil die Wende und nimmt die Personage plötzlich ernst, offeriert in Olaf Freeses Schlagschattenlicht realistische Kriegsgräuel. Da ist es allerdings schon zu spät, sind die Liebenden und ihre Feinde, gleichzeitig auch ihre Anverwandten, längst an den Grand Guignol verraten. Und so ist der Rest nur rumpliges Rampentheater.

Manuel Brug

Mozart, Zauberflöte; Georg Zeppenfeld, Bernard Richter u. a., Cententus Musicus Wien, Nikolaus Harnoncourt. Regie: Jens-Daniel Herzog (2012); Sony Blu-ray 888430057395 (186')
Rossini, L'Italiana in Algeri; Anna Goryachova, Alex Esposito u. a., Teatro Comunale di Bologna, José Ramón Encinar. Regie: Davide Livermore (2013); Opus Arte/Naxos Bluray 0809478071488 (153')
Donizetti, L'Elisir d'amore; Rolando Villazón, Miah Persson u. a., Balthasar-Neumann-Chor und Ensemble, Pablo Heras-Casado (2012); DG/Universal DVD 044007349335 (136')
Wagner, Der fliegende Holländer; Samuel Youn, Ricarda Merbeth u. a., Bayreuther Festspiele, Christian Thielemann. Regie: Jan Philipp Gloger (2013); Opus Arte/Naxos Bluray 809478071471 (140')
Verdi, Il trovatore; Anna Netrebko, Plácido Domingo u. a., Staatskapelle Berlin, Daniel Barenboim. Regie: Philipp Stölzl (2013); DG/Universal Bluray 044007351338 (145')